

IV. Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Frankfurt a. M. vom 14.—16. August 1882.

Mit besonderer Freude zogen die Anthropologen in diesem Jahre nach der alten freien Reichsstadt, die von dem mächtigsten Stamme der Deutschen den Namen hat, die Jahrhunderte lang die Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser war und ein Vorort des deutschen Handels und Geldverkehrs, zuletzt auch Mittelpunkt des politischen Lebens, Sitz des Bundestags und des Parlamentes, nach der Stadt, in der die Wiege unseres grössten Dichters stand. Jetzt ist sie eine der schönsten und blühendsten Städte des neuen deutschen Reiches, aber noch immer schauen von den Höhen des Taunus die altgermanischen Steinringe herab in den fruchtbaren Maingau und der römische Grenzwall mit seiner Saalburg!

Nach einer Vorfeier am Sonntag Abend in den Räumen des Palmengartens und einer am andern Morgen schon um 7 Uhr vorgenommenen Besichtigung des historischen Museums unter Führung des Conservators Herrn O. Cornill wurde um 9¹/₂ Uhr in der grossen Festhalle des Saalbaues die erste Sitzung durch den Vorsitzenden, Herrn Prof. Lucae eröffnet. Derselbe schildert die Entwicklung der anthropologischen Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten, in denen die Forschungen über die Abstammung des Menschen, über den Zusammenhang von Mensch und Thier, über die Schädelentwicklung und die verschiedenen Schädelformen in den Vordergrund traten. Hervorragende Entdeckungen gaben die Veranlassung. Im Jahre 1847 wurde der Gorilla gefunden und 1851 von R. Owen beschrieben, zu dem schon älteren Höhlenfunde von Engis kam 1856 der des Neanderthaler Schädels. In das Jahr 1853 fällt die Auffindung der Pfahlbauten. Mit dem Neanderthaler glaubte man sei die Brücke geschlagen zwischen Mensch und Thier, aber die behauptete Aehnlichkeit ist in Wirklichkeit nicht vorhanden. Die vorspringenden Augenbrauenbogen sind bei jenem durch die grossen Stirnhöhlen bedingt, bei den Affen sind sie Knochenwucherungen. Der Engisschädel gleicht dem eines Griechen und beweist, dass der Mensch der Urzeit die gleiche Bildung

wie der lebende hatte. Auch der menschliche Fuss zeigt nie eine Annäherung an den des Affen. Mit Recht verwirft Lucae die Ansicht Huxley's, welcher zwischen Mensch und Gorilla geringere anatomische Unterschiede annimmt, als die sind, welche zwischen diesem und den niedern Affen bestehen, er will aber auch Haeckel nicht beipflichten, der den Menschen durch direkte von den Moneren durch die Thierwelt aufsteigende Descendenz entstanden sein lässt. Er nennt mit Dubois-Reymond diesen Stammbaum das Gebilde einer fessellosen Phantasie und meint, dass diejenigen, welche Darwin's Lehre in weiteren Kreisen einzubürgern suchen, den Boden der exakten Forschung verlassen haben. Die Apostel der Hypothese Darwin's gelangten zum Materialismus, sie müssten mit Haeckel schon das Protoplasma für beseelt halten. Zu diesem Vortrage sei bemerkt, dass der Engis- und Neanderthaler Schädel im höchsten Grade verschieden sind und dass jener keineswegs älter ist. Vogt's Meinung, dass jener das Weib, dieser der Mann derselben Rasse sei, ist ganz unstatthaft. Eine Uebereinstimmung im sagittalen Umriss des Engis- und eines Griechenschädels ist kein Beweis für deren gleiche Bildung, für den Grad der Intelligenz ist vorzüglich die Breitenentwicklung des Schädels das Bestimmende. Der Umstand, dass die Augenbrauenbogen des Neanderthalers hohl, die des Gorilla dichte Knochen-substanz sind, ist nicht wesentlich, auch bei alten Affen giebt es Stirnhöhlen. Wenn Lucae beim japanischen Seiltänzer, der den Fuss wie eine Hand gebrauchte, keinen anatomischen Unterschied fand, so ist ein solcher, der die grössere Abstellbarkeit der grossen Zehe beweist, beim vorgeschichtlichen Menschen bereits nachgewiesen. Dass endlich, wie Lucae zeigte, der Schädel des Affen und der des Menschen in entgegengesetzter Richtung sich fortentwickeln, widerlegt die Thatsache nicht, dass sie ursprünglich einander nahe stehen.

Hierauf begrüsst Oberbürgermeister Miquel die Versammlung im Namen der Stadt. Er versichert, dass die Bürgerschaft den anthropologischen Forschungen das grösste Interesse entgegenbringe und die Männer bewundere, die aus den erhaltenen Ueberresten uns ein klares Bild der ältesten Vergangenheit durch vorsichtige Schlüsse zu entwerfen wussten. Hier sei althistorischer Boden, von kundigen Männern durchforscht, welche den Gästen die Führer sein werden. Die Sammlungen der Stadt könnten mit denen einer Hauptstadt nicht wetteifern, aber sie seien aus der Bürgerschaft selbst hervorgegangen. Diese werde bestrebt sein, sich jede neue Errungenschaft zu eigen zu machen und werde den Ruf der Stadt, eine gastliche zu sein, zu wahren suchen.

Sodann begrüsst Herr Dr. Fridberg als Geschäftsführer die Gäste im Namen der wissenschaftlichen Vereine der Stadt. Ihr gemeinsames Interesse an den bevorstehenden Verhandlungen bezeichne den Geist der

heutigen Anthropologie, die man eine universitas literarum nennen könne. Er legt die von den Herren A. Hammeran, Fr. Kinkelin und G. Lucae verfasste Festschrift vor. Die Reihe der Vorträge begann Schliemann, der unter Vorlegung von Zeichnungen und Funden über seine neuesten Ausgrabungen in Troja berichtete. Der Gedanke, dass das alte Ilios grösser gewesen sein müsse als die von ihm in 8 m Tiefe gefundene kleine Ansiedelung von höchstens 3000 Einwohnern, liess ihn am 1. März mit 150 Mann die Arbeit wieder beginnen, wobei ihn diesmal die Architekten Dörpfeld und Höfler unterstützten. Beim Freilegen griechischer und römischer Fundamente wurde ein kleiner und ein grosser dorischer Tempel entdeckt, diesen darf man für das von Strabo (XIII 593) erwähnte Heiligthum der Pallas Athene halten, ferner ein dorischer Portikus und ein grosses Thor der Akropolis, an dem auch jonischer und korinthischer Stil sich finden. Ein in dem Fels ausgehauenes Theater für 6000 Menschen ist mit Trümmern von Statuen und Säulen gefüllt, die zum Theil zu Kalk gebrannt sind, darunter ein Relief mit Romulus und Remus. In der untern Stadt wurde ein grosses Gebäude blosgelegt, wahrscheinlich das Forum. Hier lagen in allen Gräbern und Schächten unter den hellenischen und römischen Gebäuden grosse Haufen von Thonscherben der ältesten Ansiedelung, die von einer 2 m dicken Mauer aus mit Lehm verbundenen kleinen Steinen umgeben war. Von hier zeigte er eine Axt aus Nephrit und eine Scherbe mit Eulengesicht. Eine Schuttmasse verbrannter Ziegel, die Schliemann auf eine Feuersbrunst bezogen und der 3. Stadt zugeheilt hatte, erwies sich als der Rest von 1 m 20—25 dicken Ziegelmauern, die erst, nachdem sie aus rohen Lehmklumpen aufgebaut waren, durch grosse auf beiden Seiten angebrachte Feuer künstlich gebrannt worden sind. Zwei Tempel zeigen dieselben Mauern, die hier ausgesparte Längs- und Querlöcher haben, die vielleicht mit Holz gefüllt waren. Der Lehm zwischen den Ziegeln ist hart gebrannt wie diese. Die obern Theile der Mauern sind wenig oder fast gar nicht gebrannt. Diese Beobachtung wirft ein unerwartetes Licht auf die in ihrem Ursprung dunkeln verschlackten Burgen des westlichen Europa. Die Tempel hatten eine horizontale Bedachung aus Holz und Lehm. Es fanden sich darin grosse Bronzenägel, Streitäxte, Messer und Nadeln aus Bronze, Thonwirtel und Thoncyliner, Schleudersteine und kleine Sachen aus Elfenbein. Man erkannte die Spur von Holzpfosten an Mauern und Thoren. Drei andere Gebäude auf der Akropolis konnten nicht genau aufgenommen werden, weil der türkische Beamte Verdacht schöpfte und glaubte, es handle sich um Aufnahme einer in der Nähe befindlichen türkischen Festung. In der obern Stadt wurden nur wenige Gold- und Silbersachen, aber viele bronzene Armbänder, Streitäxte,

Dolchmesser und ein bronzenes Idol mit Eulenkopf gefunden, vielleicht eine Nachbildung des in Holz geschnitzten Palladiums, ferner Steinäxte, Handmühlsteine, Kornquetscher, Schleudergeschosse, eines von 1130 gr Gewicht. Schliemann untersuchte auch 4 Tumuli, darunter die angeblichen Gräber des Achill und Patroclus. Sie sind jünger als der trojanische Krieg. In dem ersten fand sich eine bronzene Pfeilspitze, ein Eisennagel, rohe Topfscherben, aber auch gut gebrannte, schwarz, gelb oder roth glacirte Terrakotten. Aehnliches lieferte das Grab des Patroclus, in beiden war keine Spur von Knochen, Asche oder Kohlen. Der 126 m lange und noch 10 m hohe Hügel des Protesilaos ist mit Scherben schwarzer Terrakotten bedeckt, deren eingeschnittenes Ornament mit weissem Thon gefüllt ist. Schliemann irrt aber wohl, wenn er glaubt, dass diese Scherben, die ihren Glanz bewahrt haben, 4000 Jahre an der Oberfläche liegen. Er fand auch steinerne Hämmer. Die weitere Arbeit wurde untersagt. Auch auf andern alten Stätten der Umgebung liess er graben, zumal in den Ruinen auf dem Bali Dagh, die einst für Ilios gehalten wurden. Er unterschied hier aus 2 Epochen Mauern aus grossen unbearbeiteten Blöcken und solche aus behauenen und regelmässig geschichteten Steinen, bei jenen lagen rohe, grobe Scherben, bei diesen glacirte aus dem 4. und 5. Jahrhundert. Als Hauptergebniss bezeichnet er die Auffindung einer grossen Stadt in der Ebene von Troja, die auf Hissarlik nur ihre Akropolis mit den Tempeln hatte.

Nun sprach Virchow über Darwin und die Anthropologie. Er sagt, wenn eine mächtige Gestalt, wie die Darwin's, aus dem Kreise der Lebenden scheidet, so erhebe sich das Bedürfniss, die Gesamtheit der Eindrücke zu sammeln und zu prüfen, was der Mann seiner Zeit war und wie viel davon für die Zukunft von Bedeutung bleiben wird. Schon der Vorsitzende habe es ausgesprochen, dass die anthropologische Gesellschaft in ihrer Majorität die strengere Richtung der Wissenschaft vertrete und mehr auf dem Boden der empirischen Forschung stehe. Er glaubt, dieselbe werde vielleicht auch in Zukunft es als einen ihrer Ehrentitel in Anspruch nehmen können, dass sie selbst in derjenigen Zeit, wo die Wogen des Darwinismus am höchsten gingen, die Besinnung nicht verloren habe. Schon in der naturphilosophischen Schule, deren sich die älteren Männer noch erinnern, sei der Gedanke des Transformismus allgemein angenommen, nur nicht so scharf formulirt gewesen, als in der Lehre Darwin's. Aus der Stellung der Medizin in jener Zeit, aus der sich die Zoologie erst herausgebildet habe, erkläre es sich, dass gerade in der Pathologie der Transformismus in seiner vollendetsten Gestalt erschien, wie wir es bei Friedr. Meckel finden, der schon in der Entwicklung der höheren Thiere die ganze Entwicklung der Natur sich wiederholen liess. In der Erklärung der Missbildungen

wurde das Gesetz durchgeführt und viele wurden als Hemmungsbildungen bezeichnet. Aber die Naturphilosophie ging weiter und fing an zu konstruiren anstatt zu beobachten. Da er schon einmal diese Entwicklung durchgemacht, so sehe er mit Aengstlichkeit zu, was aus den Dingen werden würde und trete gelegentlich dagegen auf. Habe doch der gewaltige Aufschwung der Naturwissenschaft erst begonnen, als die naturphilosophische Richtung unterdrückt war. Er fordert mit dem Vorsitzenden dazu auf, in der streng empirischen Richtung zu bleiben und sich nicht durch die Sirenenklänge der poetischen Naturanschauung verführen zu lassen. Doch möchte er etwas abbrechen an der herben Kritik, die Lucae geübt hat. Man müsse sich doch bewusst bleiben, dass in dem, was sich immer wieder von Neuem so gewaltig vollzieht, ein Kern der Wahrheit stecken müsse, den man niemals ganz aus den Augen verlieren dürfe. Die nachhaltige Bewegung der Geister, die im Laufe eines Jahrhunderts zweimal auftrete, knüpfe an gewisse Forderungen und Fragen an, denen sich Niemand entziehen könne. Wo kommen wir her? Gibt es eine Entwicklung vom Niedern zum Höhern? Schreiten wir vorwärts oder zurück im Sinne jener Lehre vom verlorenen Paradies? Darwin hat zwei Hauptfragen in seinem Werke über die Species eigentlich unerörtert gelassen, die nach dem Ursprung des Menschen und die nach der ersten Entstehung des thierischen Lebens. Wenn man annimmt, dass der Mensch aus irgend einer andern Lebensform hervorgegangen, die nicht menschlich war, so ist es gar nicht nothwendig, dass diese gerade ein Affe war. Die zweite Frage, wo sind die Thiere hergekommen, haben erst deutsche Forscher in eine Art nothwendigen Zusammenhang mit der ersten gebracht. Virchow hält beide nur für koordinirt, man könne ein Transformist sein, ohne an die generatio aequivoca zu glauben und umgekehrt. Er meint, es habe wohl selten eine Periode gegeben, in der so grosse Probleme auf so leichtsinnige, ja thörichte Weise behandelt worden seien. Jeder Mensch der sich bemühe, ein Thier oder eine Pflanze auf dem Wege der Urzeugung hervorzubringen, leide Schiffbruch. Das gestehe nun auch selbst Haeckel zu. Auch die Bacterien, die als Ursache so vieler Krankheiten jetzt beschuldigt werden, kommen von aussen her. Die Milzbrandbacterien wachsen vielleicht auf einer sumpfigen Wiese, aber nur auf Grund der erblichen Fortpflanzung, ebenso wie die Gräser, die neben ihnen stehen. Woher weiss dies Virchow? Theoretisch, sagt er, ist die generatio aequivoca ganz ausgezeichnet, aber, wo wir ein minimales Körperchen sehen, ist es eine Fortpflanzung von etwas Früherem. Hat denn dies Jemand beobachtet? Virchow, der sich stets auf die empirische Forschung beruft, ist doch hier in der Theorie befangen, welche die Urzeugung läugnet. Doch nennt er sie eine Forderung des menschlichen Geistes und lässt

sogar die Bibel sich zu derselben bekennen, nach der der Mensch auf dem Wege mechanischer Entwicklung aus unorganischen Stoffen hervorgegangen sei. Er vergisst hierbei, dass in dieser Darstellung doch erst Gott dem Erdenklos die Seele einblies. Auch die Vorstellung, dass der Mensch aus einem niedern Thier entstanden, hält er für ein logisches Postulat, aber thatsächlich hat sich nichts von den Uebergängen erwiesen, welche vorhanden sein müssten! Nie hat man den werdenden Menschen gefunden, immer war er schon fertig. Praktisch hat uns diese Frage nie beschäftigt! Das ist eine starke Behauptung, gegen die der Berichterstatter Verwahrung einlegt. Man kann doch nicht die rohe Menschenbildung, die in zahlreichen Merkmalen des Schädels und des Skeletes eine Annäherung an die thierische Form erkennen lässt und uns bei dem lebenden Wilden sowol als bei dem Menschen der Vorzeit begegnet, so ohne Weiteres ausser Betrachtung lassen, als wenn sie gar nicht vorhanden wäre. Es muss vielmehr jede Untersuchung über den Ursprung des Menschen an diese Thatsache anknüpfen. Virchow lässt Darwin sagen, wenn innerhalb des Thierreichs der Transformismus Geltung hat, so muss er auch für den Menschen gelten, denn der Mensch ist ein Thier und erkennt an, dass die ganze Entwicklung der Medizin, unsere ganze Physiologie mit ihren Experimenten auf der Voraussetzung beruht, dass der Mensch eine thierische Natur hat. Er möchte die Anthropologie lieber als mit dem Stammbaum mit der Frage beschäftigt sehen, wo kommen die Rassen und die einzelnen Völker her? Das Mikroskop weist nach, dass die Braunen und die Blonden nur durch die Menge des braunen Pigmentes verschieden sind, aber dass dies vom Klima abhängt, sind wir zu sagen nicht im Stande, denn warum giebt es in Amerika keine Blonden und keine Schwarzen? Doch müsse man in der Untersuchung fortfahren, ob nicht die Lebensverhältnisse den besonderen Typus hervorbringen. Er verfolge jetzt die Erscheinung der Platyknie der Tibia, die man bei sehr alten Bevölkerungen und bei Wilden gefunden. Es sei ein Irrthum Broca's, diese Form pithekoid zu nennen, er selbst bezweifle, dass sie ein Zeichen niederer Entwicklung sei, er habe sie in Gräbern Trans-Kaukasiens und der Troas gefunden, also bei Völkern, die in der Kunst vorgeschritten. Eine besondere Art der Muskelaktion müsse sie hervorgebracht haben, die sich bei jeder Bevölkerung entwickeln könne, während Busk eine niedere platykniemische Rasse für das ganze alte Europa angenommen habe. Das Studium der Schädel zeige, dass er sich in verschiedenen Medien nicht verändert habe. Kollmann habe alle Haupttypen der Schädel- und Gesichtsbildung bis zur Mammuthzeit zurückverfolgt, von da an gebe es nur Mischung. Virchow sagt, er sei in diesem Punkt mehr geneigt, Darwinist zu sein. Die anthropologische Wissenschaft zeigt

ihm überall den Gegensatz zwischen dem logischen Postulat und der praktischen Erfahrung. Die inhaltreiche Rede Virchows ist nicht frei von Widersprüchen, er liebäugelt bereits mit dem Transformismus und man darf erwarten, dass er in nicht gar ferner Zeit sich ihm ganz ergeben wird.

In der Nachmittagssitzung legt zuerst Frl. von Torma zahlreiche Funde von Stein- und Knochengeräthen, sowie Thonwaaren aus einer 1—3 m mächtigen alten Culturschicht bei Broos in Siebenbürgen vor. Gewisse Zeichen auf den Scherben deutet die Rednerin als Schriftzüge und vergleicht sie, ähnlichen, die Schliemann zu Hissarlik ausgegraben. Auch andere gebrannte Thonsachen, Figuren und Idole, welche dieselbe auf den Dienst der Artemis, der Astarte und des Baal bezieht, gleichen den in Ilios und auf Cypren gefundenen, was auf die gleiche Bevölkerung an diesen Orten und im alten Dacien schliessen lasse.

Sodann zeigt Dr. Gross seine neuesten Funde von Auvergner am Neuenburger See. Vierzig Gussformen beweisen eine hier bestandene Metallgiesserei. Er fand ein prächtiges Schwert, verzierte Arm-bänder, Halsketten, mit Zinnplättchen geschmückte Töpfe und solche mit Schnurverzierung, von Menschenresten einen dolichocephalen Schädel mit stark vertiefter Schläfe und orthognathem Kiefer. Eine neu entdeckte Ansiedelung zu Finelz am Bieler See lieferte 20 Stück kupferner Werkzeuge, Dolche, Meissel, Nadeln und Amulette, Feuersteinmesser in Holzfassung, Geflechte und Netze. Er schliesst daraus auf eine der Bronzezeit in der Schweiz vorausgegangene Kupferperiode, die in Nordamerika, in Ungarn und Portugal bereits nachgewiesen und durch manche Funde auch für Deutschland wahrscheinlich geworden ist. Für die Pfahlbauten der Westschweiz nimmt er 3 Perioden an: 1) eine früheste, durch roh bearbeitete Geräte, kleine Steinbeile, Hirschhornwerkzeuge und spärliche Nephrite bezeichnet. 2) die Blüthezeit des Steinalters mit vollkommnern Werkzeugen aus Hirschhorn, Holz und Feuerstein, schön gearbeiteten Serpentinbeilen, zahlreichen Nephrit- und Jadeitbeilen. 3) eine Kupferzeit, die zwischen die jüngere Steinzeit und die Bronzeperiode zu setzen ist. Es folgte der Jahresbericht des Generalsecretärs Ranke. Er gedenkt einiger erwähnenswerther Ereignisse des verflossenen Jahres, der festlichen Begehung des 60. Geburtstags Virchow's in Berlin, des Abschlusses der Untersuchungen über die Vertheilung des blonden und dunkeln Haars in Deutschland und des Umstandes, dass sich die meisten deutschen Craniologen über eine gemeinsame Methode der Schädelmessung geeinigt hätten. Nachdem er der zahlreichen Untersuchungen auf allen Gebieten der Anthropologie gedacht, verweilt er in der Aufzählung von Schriften, welche sich auf Gebräuche und Sitten unserer Vorzeit beziehen. R. Henning betrachtet das heutige ost-

friesische, sächsische und holsteinische Bauernhaus, H. Ranke zeigt, dass die alte Feldgemeinschaft lange Zeit sich in Baiern erhalten hat, von Schulenburg schildert das Spinnen und seine Beziehungen zum häuslichen Leben, Barthels die altdeutschen Spiele, das Verzehren von Heiligenbildern, das Verschlucken von Kleiderresten Verstorbenen, Schwarz den himmlischen Lichtbaum in Sage und Cultus. Erst sah man ihn in den Wolken, dann übertrug man ihn auf irdische Bäume. Zuletzt weist er auf J. Undset's Werk: „das erste Auftreten des Eisens in Nord-europa“ hin.

Nun wurden die Commissionsberichte erstattet. Schaaffhausen legte als neue Beiträge zum anthropologischen Katalog die gedruckten Verzeichnisse der ethnologischen Sammlungen von Darmstadt und Frankfurt, sowie die von Dr. Rabl-Rückhard verfasste 1. Abtheilung des 2. Theils des Berliner Katalogs vor. Auch der Münchener ist durch Prof. Rüdinger fertig gestellt. Der Umstand, dass in der ersteren Arbeit das Geschlecht von 37 Schädeln unter 72 als zweifelhaft bezeichnet ist, veranlasst ihn, auf die Merkmale hinzuweisen, die er als die des weiblichen Schädels bezeichnen zu können glaubt und bei der Versammlung in Berlin besprochen hat. Je mehr sich solche vereinigt finden, um so sicherer ist das Urtheil. Einzelne kann auch der männliche Schädel an sich tragen. Es war ihm auffallend bei Untersuchung des Schädelabgusses Raphaels in Rom solche aufzufinden und er steht nicht an, das Zarte und Anmuthige in den Schöpfungen Raphaels damit in Beziehung zu bringen. Sprechender kann die Verknüpfung von Leib und Seele im Menschen sich nicht äussern, als dass in der knöchernen Hülle des Seelenorgans und dem Gesichtsskelete sich die besondere Art der psychischen Thätigkeit noch erkennen lässt. Er zeigte dann eine Handzeichnung von Leonardo da Vinci mit einer durch Linien bezeichneten Eintheilung des menschlichen Gesichtes. Die Horizontale des gerade nach vorn sehenden Kopfes schneidet, vom Ohrloch aus gezogen, das untere Drittheil des Nase. Das ist die schon von v. Baer empfohlene und vom Redner für den wohlgebildeten Schädel anerkannte Horizontale, die durch Neuerungen leider verdrängt worden ist. In Bezug auf die Winkelmessungen am Kopfe macht er auf die Kritik der bisherigen Verfahren durch F. Bessel-Hagen aufmerksam, der mit Recht einen modificirten Camper'schen Winkel als den einzig brauchbaren zur Bestimmung des Gesichtsprofils bezeichnet. Dasselbe muss aber in seiner Neigung gegen die natürliche Horizontale bestimmt werden. Auch ist Gesichtsprofil und Prognathismus nicht dasselbe. Camper legte seine schräge Linie auch an die Stirne an, was man ganz übersieht. Was die Volumbestimmung des Schädels angeht, so hat E. Schmidt den vom Redner vor 3 Jahren gelieferten Nachweis, dass

das Broca'sche Verfahren zu hohe Werthe gibt, durch umsichtige Versuche bestätigt, doch ist sein Vorschlag, dasselbe wegen seiner Genauigkeit beizubehalten unter Anwendung von Reduktionstabellen, nicht zu empfehlen. In Bezug auf primitive Merkmale am Schädel führt er die Beobachtung E. Roths, dass die Verschmelzung der lamina ext. des proc. pterygoid. mit dem grossen Keilbeinflügel bei niederen Rassen häufiger ist und die neue Untersuchungsmethode der Erhebung der Nasenbeine von Merejkowsky an, welche zwar bestätigt, dass diese mit der Cultur zunimmt, aber einer Verbesserung bedürftig ist. Virchow legt hierauf mehrere neue Karten vor, welche die Verbreitung der hellen und dunkeln Haare und Augen in Deutschland zur Anschauung bringen. Die helle Bevölkerung, die so deutlich im Norden vorherrscht, dringt, wie sich zumal im Kanton Bern zeigt, bis mitten in die Schweiz vor. Von Ost und West drangen in Süddeutschland dunkle Stämme ein, vielleicht waren es die Kelten. In der Schweiz waren es nach Kollmann die Rhätier, die sich besonders im Kanton Tessin erhalten haben. Fraas berichtet über die Arbeiten zur prähistorischen Karte. Es erscheine als das Geeignete, für die einzelnen Theile Deutschlands besondere Karten ausarbeiten zu lassen, mit deren Anfertigung Major v. Tröltsch unausgesetzt beschäftigt sei.

Am zweiten Tage fand der Ausflug nach Bodenheim statt, wo auf dem alten Rheinufer, etwa 150 Fuss über der Thalebene, auf welchem in der Nähe noch heute Kirche und Begräbnissplatz sich befinden, fränkische Reihengräber eröffnet wurden, deren Skelette und Beigaben den am Mittelrhein so zahlreichen Grabfunden aus dem 5.—7. Jahrhundert sich anschliessen. Reste von Eisenwaffen, ein Glasbecher, ein Bronzezängchen, eine schwarze Vase mit Tupfen, ein Bronzering, Glasperlen und eine spät römische Münze waren die eben nicht reichlichen Funde. Die Lage dieser Gräber weist, wie an andern Orten, auf eine noch viel ältere Zeit zurück, in der die Ebene noch Sumpf oder gar noch Flussbett war. In Mainz wurde Mittagstafel im Gutenberg gehalten, wo Dr. Wentzel die Gäste begrüsst. Lucae liess die Stadt, in der im Jahre 1870 die anthropologische Gesellschaft gegründet wurde, leben. Virchow den hochverdienten Lindenschmit, der durch Unwohlsein am Erscheinen verhindert war. Den Herren Bontant, O. Donner und Hammeran wurde für ihre Führung gedankt. Gegen 4 Uhr fand die Besichtigung des römisch-germanischen Museums statt, der lehrreichsten aller Alterthümer-Sammlungen. Im Hofe waren die Pfeiler der römischen Rheinbrücke aufgestellt, von denen einige noch den Stempel der 14. Legion tragen, auch von der 22. fand sich ein Stempel. Der Extrazug traf um 10 Uhr wieder in Frankfurt ein.

In der Morgensitzung am 16. August sprach zuerst Herr v. Rau

über den Pflug, dessen verschiedene Arten er in zahlreichen Modellen ausgestellt hatte. Er findet sich früh in Aegypten, Amerika kannte ihn nicht, auch nicht das Innere von Afrika. Er hält ihn in seinem Ursprunge für eine Nachahmung des menschlichen Fusses. Die Hacke scheint ebenso alt, ihre 4 Zinken erinnern an die 4 Finger. Man erkennt sie auf etruskischen Vasen. Solche Geräthe dienten auch als Waffen, wie in neueren Zeiten noch die polnische Sense. Alte Völker lockerten den Boden auch mit Thierhörnen und spitzen Steinen.

Nach diesem Vortrag fand die Vorstandswahl statt. Zum ersten Vorsitzenden wurde Virchow, zum zweiten Lucae, zum dritten Schaaffhausen gewählt, als Ort der nächsten Versammlung Trier, zum Geschäftsführer daselbst Direktor Hettner. Den Cassenbericht erstattete Weismann. Die Gesellschaft zählt 2250 Mitglieder und für 1882/83 ist die Summe von 7983 Mark für Publikationen und Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten verfügbar.

Es folgte der Vortrag von Dr. Neubürger über das Verhältniss der Sprachforschung zur Anthropologie. Die Empfindung als ein Inneres kann nicht durch Bewegungsgesetze erklärt werden und das menschliche Denken wäre wissenschaftlich nicht zu erforschen, wenn es sich in der Sprache nicht verkörperte. Die Sprache aber kann zur Aufstellung einer Urgeschichte des Geistes verwendet werden, wie es durch Lazarus Geiger geschehen ist. Das Studium des Sanskrit belehrte uns, dass der ganze Wortreichtum der Sprache aus einer geringen Zahl von Wurzeln entsprungen ist, die eine selbstständige Erklärung verlangen. Dass Worte durch Nachahmung von Thierlauten entstanden sein sollen, verspottet M. Müller als Wau-Wau-Theorie. Er meint, der Mensch habe in der Urzeit eine jetzt verlorene Fähigkeit besessen, auf den Anschlag von aussen, wie ein Metall mit einem Laut zu antworten. Geiger zeigte, dass nicht ein bestimmter Laut einen bestimmten Begriff bezeichnet, sondern dass jeder Begriff durch jeden Laut bezeichnet werden kann. Ein Zusammenhang zwischen bestimmten Lauten und Begriffen besteht nicht. Nur der Zufall hat den Worten ihre bestimmte Bedeutung gegeben. Die Entwicklung der Bedeutung eines Wortes folgt übereinstimmenden Gesetzen; die begrifflichen Uebergänge der Wörter sind in allen Sprachen dieselben. Die Allgemeinbegriffe sind nicht Abstraktionen, sie sind die ersten Wahrnehmungen, in denen das Besondere übersehen wird. Die alten Sprachen haben für gewisse Farben keine Worte, sie unterscheiden noch nicht das Blau und Grün. Dieselbe Armuth findet man bei heutigen Wilden. Die Namen gewisser Werkzeuge, die von Verrichtungen der menschlichen Hände hergenommen sind, beweisen, dass die Sprache älter ist, als das Werkzeug. Nach Geiger ging die Sprache von einem Schrei aus, den eine Gesichtswahrnehmung hervorrief. Er lässt die Sprache der Vernunft vorausgehen. Der Redner

hofft, dass auf Geiger's Forschungen sich, wie es Locke forderte, eine Lehre vom Ursprung der Begriffe werde gründen lassen. Hierauf sprach Dr. Flesch über das Gehirn des jüngsten mikrocephalen Kindes der Familie Becker. Dasselbe konnte mit 6 Jahren nicht sprechen und nicht gehen, zeigte aber ein gewisses Maass von Intelligenz und Zuneigung zum Vater. Es fanden sich Spuren des Hydrocephalus internus, der Occipital- und die Parietal-Lappen hatten keine Windungen. Die Mikrocephalie ist nicht immer auf die Mutter zurückzuführen. Ein Fall weist auf Uebertragung durch den Vater. Sie ist ein krankhafter Process der frühesten Lebensperiode und die thormorphe Bildung eine Folge desselben. Mehlis spricht über den am Gebirgspass der Hardt gelegenen „Eisenberg“, das Rufiana des Ptolemäus. Es ist eine Fundgrube werthvoller römischer Bronzen. Man findet vorrömische Gräber mit dazwischen liegenden Schlackenhalden. Wo die Römer eine lebhaftere Eisenindustrie betrieben, da bestehen auch heute noch bedeutende Eisenwerke, wie die von Gienanth. Naue zeigt Funde aus 3 Grabhügeln von Pullach bei München, ein Eisenschwert mit Bronzegriff, eine Spirale und Nadel, Scherben mit schwarzen und rothen Zickzackstreifen. Virchow berichtet über seine Reise in den Kaukasus und stellt zahlreiche Photographieen von Grabfunden aus. Diese kommen aus dem Lande der Osseten, die man für die Vorfahren der Germanen gehalten hat; dieselben zeigen eine Reihe sich kreuzender Cultureinflüsse, die in den Kaukasus hineingetragen sind. Es finden sich persische Karneolperlen, indische Kaurismuscheln, Bernstein. Gewisse Thierfiguren machen orientalischen Einfluss erkennbar. Die Bronze ist Edelbronze, zu der das Zinn eingeführt sein musste. Eine Form der Fibula mit grossem Bügel wird auch in Italien, am schwarzen Meer wie in Gräbern der Troas gefunden. Eigenthümlich sind langgestielte Bronzebleche, die sich bei den Araukanern Südamerika's wiederfinden, wo sie in den Haarschmuck eingeflochten werden. Es hat sich keine Thatsache ergeben, welche über die Abstammung der germanischen Stämme hätte Licht verbreiten können. Schaaffhausen lenkt die Aufmerksamkeit auf vorgeschichtliche Denkmale und Funde im Rheinland. Innerhalb des Steinringes auf dem Petersberge im Siebengebirge liegen, bisher von Erde bedeckt, gewaltige Basaltblöcke in einer Weise aufeinandergethürmt, dass man den Steinhaufen, der nun frei gelegt ist, nicht für eine natürliche Bildung halten kann, sondern als ein megalithisches Denkmal deuten darf. Die fernere Untersuchung wird zeigen, ob hier eine Grabstätte ist, wie man sie selbst unter erratischen Blöcken in Frankreich gefunden hat, oder ein Opferplatz vermuthet werden darf. Die Peterskapelle erinnert an den Donardienst. Südlich vom Siebengebirge befindet sich auf dem Asberg ein bis dahin nicht beachteter Steinkegel, an den sich ein den Berg hinaufziehender Steinwall anschliesst. Die regelmässige kreisrunde Böschung und die fast gleiche Grösse der Steine, lassen

hier das Menschenwerk erkennen. Hinter dem Walle liegt ein Steinring. Er erwähnt dann die neu entdeckte Höhle von Steeten an der Lahn und die in derselben gefundenen 3 wohl erhaltenen Schädel, die der von Broca beschriebenen Rasse von Cro-Magnon sehr ähnlich sind, aber nicht wie diese in die Mammuthzeit gesetzt werden können. Die Schienbeine der Begrabenen sind platyknemisch. Diese seltsame Form hat Broca schon 1866 als durch die Muskelthätigkeit hervorgebracht gedeutet und der Redner 1873 mit der schwachen Entwicklung der Wadenmuskeln bei rohen Völkern in Beziehung gebracht. Die grossen Schädel-Volumina darf man nicht ohne Weiteres mit einer hoch entwickelten Intelligenz in Zusammenhang bringen. Zuletzt berichtet er über die Auffindung von Menschenresten, Kohlen und Feuersteinmessern in einer Mergelgrube bei Metternich an der Mosel. In derselben Anschwemmung, aber 10 Fuss tiefer, liegen die Knochen quaternärer Thiere, so dass, deutlicher als in den Höhlen, beide Funde durch eine lange Zeit getrennt sich erweisen, denn die letzten sind angeschwemmt, jene verrathen eine Ansiedelung und sind von aussen in die Erde eingegraben. Tischler erklärt eine kunstvoll verzierte Bronzecyste von Watsch in Krain, es ist darauf eine Leichenfeier dargestellt. Dieselbe scheint derselben Zeit anzugehören, wie die Funde von Hallstadt und die der Certosa von Bologna. Fraas zeigt ein grosses flaches Steinmesser von Quarzit aus Michigan. Diese Form kommt bei uns nicht vor. Zwei ähnliche aus Pennsylvania besitzt das historische Museum in Frankfurt. Zum Schlusse sprach noch Dr. Wilser über Kelten und Germanen. Die ersten sollen im Norden und Westen Europas gewohnt und sich nach Süden und Osten verbreitet haben. Kelt bedeute soviel als Held. Die ältesten Volks- und Ortsnamen in Europa seien nicht mit der heutigen keltischen Sprache, sondern mit dem germanischen Sprachschätze zu erklären. Die Kelten seien blond und blauäugig gewesen, wie die Germanen. Diese seien nicht von Osten, sondern von Norden gekommen, wo der blonde Typus am häufigsten sei. Henning widerspricht dieser Ansicht. Die Kelten seien von den Germanen verschieden, sie sassen nach Herodot in frühester Zeit auf der iberischen Halbinsel, ihrem abgesonderten Wohnsitz entspreche die von allen übrigen scharf geschiedene Sprache. Er rühmt für die Kenntniss des Keltischen die nicht genug geschätzten Arbeiten von Zeuss. Wolgan, Welsche nannten die Germanen die ersten Kelten, die ihnen entgegentraten, wie sie die westlichen Nachbarn Wenden nannten. Die Grenze beider Völker war der herkynische Wald, südlich von ihm sind alle Namen keltisch. Die Regenbogenschüsselchen werden nur im Keltenland gefunden.

In der Nachmittagssitzung schildert zunächst Klopfleisch Reste alter Wohnungen, Flach- und Hügelgräber bei Gosseck unfern Naumburg, die er mit Mitteln der Gesellschaft durchforscht hat und bespricht dann die Grabhügelfunde im rothen Haag und auf dem Hundsrück, bei Stetten und

Sondheim vor der Rhön. Krause macht Mittheilungen über das Reihengräberfeld von Rossdorf bei Göttingen, das er einen weit nach Norden vorgeschobenen Posten, den Sachsen angehörig, nennt. Hier scheint Theilbestattung vorzukommen, wiewohl Müller die Gräber schon für christlich hält. In der Nähe ist der altdutsche Heerweg und der Hünenstollen, eine alte Verschanzung. Ein Riesenstein zeigt scheinbare Fingereindrücke, es sind Auswachsungen. Die Ausbeute der Gräber war gering, eine Urne hat das Mammellen-Ornament, welches auch in Cypern vorkommt. Jetzt nahm Sepp das Wort. Nicht Höhlen, nicht Schädel erforsche er, aber Sagen und Mythen der Urgeschichte. Frankfurts Gründung reiche in das germanische Alterthum zurück, das bewiesen die Namen der ältesten Kirchen. Leonhard sei der Name eines alten Gottes, Nikolas mit den 3 Nornen eine mythologische Person, Bartel, Bartold sei ein Beiname des Wodan. Hier habe die Yggdrasil gestanden, die heilige Esche, wonach die Eschenheimer Gasse den Namen habe. Der nächste Vortrag führte zurück zur Craniologie. Kollmann fragt, was ist eine Rasse? Stellt ein Volk nicht nur nach Sprache und Sitte, sondern auch anatomisch eine Einheit dar? In diesem Sinne glauben Einige, dass die germanische dolichocephale Rasse die Trägerin einer bestimmten Cultur sei. Er habe die Ansicht, dass die Germanen Abkömmlinge mehrerer Rassen seien. Alle Nationen seien aus Mischungen entstanden. Die Darwinische Züchtung sei seit der Diluvialzeit nicht mehr wirksam. Seine Forschungen hätten ihn gelehrt, dass der Mensch seit jener Zeit sich nicht mehr verändert habe. Nur vor der Glacialzeit hätten sich die höheren Formen aus niedern entwickeln können. Das bewiesen auch die Thiere, das Rennthier sei unverändert, ein sogenannter Dauertypus. Nicht in der Profillinie des Gesichtes liege ein Fortschritt, sondern in der Hirnbildung des Menschen. Die That der Geister bringe die Einheit in die Rassen. Man darf wohl fragen, ob denn Leib und Seele keinen Zusammenhang haben, die menschliche Cultur hat riesenhafte Fortschritte gemacht, und Hirn und Schädel sollen dabei sich nicht verändert haben? Wo hat denn Kollmann den Typus des Neanderthalers und den von la Naulette heute gefunden, ist nicht selbst der schmale lange Schädel der germanischen Reihengräber schon verschwunden? Ranke bemerkt, dass das Gehirn in Folge grösserer Thätigkeit auch eine grössere Entwicklung zeige, das der Stadtbewohner sei im Durchschnitt grösser als das der Landleute. Die Blondheit oder Braunheit seien somatische Kennzeichen, die bei Vermischung der Rassen sich in höherem oder geringerem Grade vererben. Meissner habe in Schleswig gefunden, dass die Blonden auch einen besondern somatischen Menschenschlag darstellen. In Baiern lasse sich kein Einfluss der blonden Beschaffenheit auf die Körpergestalt nachweisen, was für eine vollkommene Mischung spreche. Virchow sagt, die Einheit sei mehr ein Bequemlichkeitsbedürfniss unseres Geistes, während die Erfahrung uns zur Mehrheit

ziehe. Auch er glaube, dass die Germanen, als sie einwanderten, nicht mehr eine reine Rasse waren. Er halte eine Umwandlung auch in der Gegenwart für möglich, das blosse Zurückverlegen des Transformismus nach Kollmann bringe keinen Nutzen. Darwin habe seine besten Beweise für denselben von solchen Thieren hergenommen, welche auf kleine Wohnorte z. B. Inseln beschränkt seien. In gleicher Weise müssten solche Inseln auch das Feld der anthropologischen Untersuchung werden. Er gesteht seine Begeisterung für die Einheit des Menschengeschlechtes, doch nennt er sie einen sentimentalischen Gedanken! Nachdem noch Becker über die Römerstrassen im Odenwald gesprochen, wo er 3 Strassenzüge bezeichnete, war um 6 Uhr die Reihe der Mittheilungen erschöpft und Lucae schloss mit einem Danke an seine Mitbürger, die ihn so thätig unterstützt, die Versammlung.

Am andern Morgen fuhr man um 8¹/₂ Uhr unter strömendem Regen unverzagt nach Homburg, wo im Saalburg-Museum Herr Curdirektor v. Schulze die Forscher begrüßte und der Vereinsvorsitzende Herr Jacobi die trefflich geordnete Sammlung erklärte. Dann folgte die Auffahrt zur Saalburg. Mit doppeltem Interesse wurde das von Herrn v. Cohausen höchst zweckmässig restaurirte Castrum und der nahe Pfahlgraben besichtigt, nachdem das Homburger Museum mit seinen reichen Funden ein vollständiges Bild des römischen Lebens jener Zeit gegeben hatte. Auch der Steinwall auf dem Leibeskopf wurde noch besucht, den indessen Viele, selbst Schlie-mann, für eine natürliche Bildung halten wollten.

Schaaffhausen.